

Bernd Ulrich

„ ... als wenn nichts geschehen wäre“.

## Anmerkungen zur Behandlung der Kriegsoffer während des Ersten Weltkriegs

### Menschen ohne Gesicht

Kriege beginnen nicht erst mit der Mobilmachung und enden nicht schon mit einem Waffenstillstand, zum Beispiel mit dem 11. November 1918. Seit Bertrand Taverniers Film „La vie et rien d'autre“ (Das Leben und nichts anderes/1989) haben wir - über historische Schilderungen und die düren Fakten hinaus - die Bilder für diesen Krieg nach dem Krieg vor Augen. Im Oktober 1920 sind große Teile Ostfrankreichs immer noch Front. Eine ca. 20 Kilometer breite Zone der Verwüstung zerschneidet das Land nach wie vor in Etappe und Kampfgebiet. Nur mit Sondergenehmigung ist es möglich, in diesen Landstrich der Verheerungen zu gelangen. Nachhaltiger als die Ostfront prägte der Kampf im Westen das Erscheinungsbild des Ersten Weltkriegs. Die Orte monatelanger Schlachten glichen Mondlandschaften, die schlammigen Granattrichter bedeckten wie Narben das Feld. Doch die unwirkliche Topographie dieses Nachkriegs wäre unvollständig ohne die Suche der Überlebenden nach den Toten und Vermißten. In Taverniers Film ist der Offizier Dellaplane mit der unlösbaren Aufgabe betraut, das Schicksal von 350 000 Vermißten zu klären, von Soldaten also, deren Tod noch nicht amtlich beglaubigt werden konnte. Der Krieg ist nicht zu Ende; die Landschaften der ehemaligen Westfront: ihre Verwerfungen erscheinen wie das äußere Abbild innerer wie äußerer menschlicher Verletzungen, die nicht vernarben können.

In Deutschland ist die Situation nicht viel anders, wenn auch in diesem Krieg noch ohne die Zerstörung der Landschaft und der Städte. Jahre konnten vergehen, bis die Angehörigen der Vermißten Gewißheit hatten. Manche Ehefrauen ließen - nach Ablauf von drei Jahren war dies möglich — ihre Ehemänner offiziell für tot erklären, denn so lange nicht die sichere Nachricht vom Tod des Mannes eingetroffen war, bezogen sie eine sogenannte Hinterbliebenenlöhnung statt der höheren, wenn auch nicht üppigen Witwenrente. In Deutschland blieb noch 15 Jahre nach Kriegsende völlig ungewiß, was mit ca. 100 000 Soldaten geschehen war, die zu diesem Zeitpunkt nach wie vor als vermißt galten.\* Die „Kriegsverschollenheit“ Tausender beunruhigte die Bevölkerung zutiefst, bedeutete dieser „unleidliche Zustand der Ungewißheit“ doch oft, daß die zurückgebliebene Ehefrau nicht wußte: „... ist sie Ehefrau oder Witwe?“<sup>2</sup> „Vermißt!“ Diese Nachricht schloß immerhin und gerade in Deutschland die Möglichkeit ein, daß der Angehörige in Gefangenschaft und nur noch nicht als Gefangener registriert worden war. Oder hatte er durch eine Verletzung das Gedächtnis verloren, konnte sich an nichts mehr erinnern, auch nicht an den eigenen

Bernd Ulrich: „... als wenn nichts geschehen wäre“



Mit dem Eisernen Kreuz dekorierter Kriegsblinder bei der Herstellung von Korbwaren

Namen? Vegetierte er in einer der vielen Anstalten, geistig verwirrt? Diagnose: Granatschock, abfällig Kriegszitterer genannt. Oder gehörte er womöglich zu jenen „Kriegszermalmten“, jenen „Menschen ohne Gesicht“, die in einem der geheimnisumwitterten Lazarette lebten, verborgen im Schwarzwald oder mitten in der Großstadt Berlin?

Erich Kuttner, Begründer der Kriegshinterbliebenenfürsorge, engagierter sozialdemokratischer Redakteur und Abgeordneter, hat uns einen Bericht hinterlassen, in dem er seinen Besuch in solch einem Berliner Krankenhaus beschreibt:

*„In das kleine Geschäftszimmer tritt ein Mann, der quer über die Mitte des Gesichts eine Binde trägt. Er nimmt sie ab und ich starre in ein kreisförmiges Loch von der Größe eines Handtellers, das von der Nasenwurzel bis zum Unterkiefer reicht. Das rechte Auge ist zerstört, das linke halb geschlossen. Während ich mit dem Mann rede, sehe ich das ganze Innere seiner Mundhöhle offen vor mir liegen: Kehlkopf-, Speiseröhre, Luftröhre wie bei einem anatomischen Präparat. Aber was ist das für ein seltsam behaarter Klumpen, der lose an ein paar Sehnen und Bändern wie ein Glockenklöppel in dem Hohlraum pendelt? Man erklärte mir: eine verunglückte Nase, die dem Unglücklichen eingesetzt werden sollte. Einstweilen hat der Mann seine achtzehnte Operation überstanden. Aber das ist noch kein Rekord. Bald darauf lerne ich Leute mit 30 und 36 überstandenen Operationen kennen.“<sup>3</sup>*

Viele dieser Kriegsoffer trauen sich nicht nach Hause, aus Angst vor der Reaktion ihrer Angehörigen, die sie sich nicht anders als entsetzt vorstellen können. Im Lazarett selbst wird sorgsam darauf geachtet, daß sich kein Spiegel in erreichbarer Nähe befindet. Fotografien von sich selbst dürfen sie nicht besitzen. Gipsabdrücke, die von ihren zerstörten Gesichtern gemacht wurden, sind in stille, unerreichbare Winkel des Krankenhauses verbannt. So bleiben sie einer Öffentlichkeit verborgen, deren Identität durch die Niederlage schon gefährlich genug angeschlagen scheint. „Um die Kriegszermalmten“, so Kuttner, „macht der patentierte Patriotismus einen weiten Bogen. Er zuerst hat sie vergessen, denn sie stören ihn.“<sup>4</sup> Daran ändert sich auch nichts, als Ernst Friedrich in seinem berühmten Pamphlet gegen den Krieg Fotografien dieser „Menschen ohne Gesicht“ veröffentlicht.<sup>5</sup> Die von Friedrich durch provokative Bildunterschriften noch verstärkte Konfrontation des Publikums mit den Gesichts- und Kieferverletzten war nicht die erste Publikation dieser Fotografien; freilich die erste in diesem Umfang und in einem absichtsvoll pazifistischen Kontext. Bereits während des Weltkriegs waren solche Fotos vor das Auge des Lesers gekommen und keinesfalls nur in medizinischen Fachzeitschriften.

## Verstümmelungen und Öffentlichkeit

Daß Kriege im 20. Jahrhundert, parallel zur technisch-industriellen Entwicklung, eine bis dahin unvorstellbare Zahl von toten und verletzten Menschen im wahrsten

Sinne des Wortes „produzieren“ würden, für diese Erkenntnis bedurfte es des Ersten Weltkriegs wahrlich nicht. Viele Zukunftsromane im ausgehenden 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert hatten, wenn nicht andere, so doch immer diese eine Botschaft: daß die Schrecken des Krieges und die Zahl der Opfer abhingen von der technischen „Vervollkommnung“ der Waffen und der sich fortschrittlich wählenden Unbedenklichkeit in ihrer Anwendung.<sup>6</sup> Doch war die science fiction eben nur eine Seite der Medaille in der sich entwickelnden Moderne, deren andere sich als unbedingte Überzeugung von den Segnungen des Fortschritts präsentierte, des medizinischen zumal. Mit Beginn des Ersten Weltkriegs galt es, der durchaus weit verbreiteten Furcht vor einem „modernen“ Krieg zu begegnen. Zu störend konnte sie sich auswirken auf die Motivation der Soldaten und ihrer Angehörigen, derer man zum Kriegsrühren bedurfte, und die schnell, angepaßt beispielsweise an das relativ dichte Netz ärztlicher Versorgung in Deutschland, alles versuchten, um sich oder ihre Angehörigen dem Militärdienst zu entziehen. So wandten sich offenbar - belegt ist dieses Phänomen für Berlin — „viele Frauen besonders seit Beginn des Frühjahrs [1915] an den Arzt zwecks eines Attests, damit ihr Mann Heimatsurlaub [sic!] bekomme.“ Dabei machten Ärzte die Erfahrung, „daß schließlich mehrmals täglich Frauen mit der Bitte um Atteste kamen, die sich ärztlich gar nicht begründen ließen.“<sup>7</sup> In unzähligen Artikeln nahmen sich die „Fachleute“ dieser und anderer Problematiken an. Zu den harmloseren zählten dabei sicherlich jene Beiträge, die sich mit der Nützlichkeit von Schutzpanzern auseinandersetzten, namentlich mit der „Herzschutz-Panzerplatte“ - „im Schützengraben liegend, ist die Panzerplatte als Kopfschutz zu verwenden“ -, die sich zu Beginn des Krieges großer Beliebtheit erfreute und gegen Voreinsendung von 8 Mark portofrei von der Deutschen Schutzpanzer-Industrie verschickt wurde.<sup>8</sup> Generell aber ging es um die Frage: „Sind Kriege gefährlicher geworden?“, wie der Titel eines Zeitschriftenbeitrages im Oktober 1914 lautete. Die Antwort auf die suggestive Frage war klar: natürlich nicht, eher im Gegenteil. „Kriege, wenn man so sagen darf, werden immer harmloser.“ Mit der ganzen Wucht vermeintlich eindeutiger Fakten wurde dem Leser vorgerechnet, daß den Neuerungen der Waffentechnik — vom „humanen“, weil kleinkalibrigen Mehrladegewehr bis hin zum ja bloß strategisch eingesetzten Trommelfeuer — eine vorbildliche Militärmedizin gegenüberstehe. „Das ist der beste Beweis dafür, daß das so seltsam erscheinende Wort vom humanen Kriege Berechtigung hat, weil unsere Zeit die Wunden, die sie geschlagen, auch zu heilen weiß.“<sup>9</sup> Dennoch waren die „geschlagenen Wunden“ natürlich unübersehbar. Im Januar 1915 schätzte der in der „Krüppelfürsorge“ maßgebliche Mediziner Konrad Biesalski die Zahl derjenigen Soldaten, „die eine schwere Beschränkung ihrer Bewegungsfreiheit und ihrer Haltung erlitten haben“, auf ca. 30 000 Männer - und das noch vor den großen Material- und Vernichtungsschlachten der Jahre 1916-18. Damit war die deutsche Gesellschaft - und mit ihr die aller kriegführenden Nationen - mit einem „Problem von denkbar größter ethischer und wirtschaftlicher Bedeutung“ konfrontiert.<sup>10</sup> Einem „Problem“ zudem, das nicht oder kaum wirkungsvoll kaschiert werden konnte, wie beispielsweise der Tod an der Front und seine öffendliche Darstellung.<sup>11</sup> Die Reaktion

Bernd Ulrich: „... als wenn nichts geschehen wäre“



Postkarte nach einem Entwurf von Fritz Grottemeyer. München: Graphische Kunstanstalt F. Bruckmann, 1918

der Verantwortlichen fiel rasch sowie umfassend und effizient aus, wenn auch nicht unbedingt im Sinne der Opfer.

Bereits im August 1914 war ein Erlaß der Kaiserin, die für die Öffentlichkeitsarbeit der Krone in Sachen Kriegsfürsorge zuständig zeichnete, an die zivilen „Krüppelheime“ ergangen, die Nachbehandlung der Verstümmelten zu übernehmen und ihre Wiedereingliederung in den Arbeitsprozeß zu organisieren. Am 18. Dezember des gleichen Jahres fand eine Tagung des „Preußischen Landesverbandes für Krüppelfürsorge“ in Berlin statt, die mit einer von Biesalski initiierten Ausstellung über die bisherige und künftige Tätigkeit des Verbandes gekoppelt war.<sup>12</sup> Ergänzt wurden diese ersten Aktivitäten durch eine rege Reisetätigkeit Biesalskis um die Jahreswende 1914/15 in nahezu alle Länder des deutschen Reiches, wo er mit Vertretern des Staates, der Stellvertretenden Generalkommandos, der Ärzteschaft, der Industrie, der Versicherungsanstalten, der Arbeitsämter bzw. der Arbeitsnachweisbüros sowie Vertretern der Arbeiterschaft im Reichsversicherungsamt und privaten Hilfsorganisationen Kontakt aufnahm. Die dabei geführten Gespräche dienten der Vorbereitung der großen, außerordentlichen Tagung der „Deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge“, die am 8. Februar 1915 im Reichstagsgebäude stattfand. Ihre Ergebnisse sollten maßgeblich werden für die nach und nach, zunächst dezentral organisierte „Krüppelfürsorge“.<sup>13</sup> Gleichermaßen aufbauend auf den Vorkriegserfahrungen der in 138 Heimen organisierten „Krüppelfürsorge“, die sich im wesentlichen der Aufgabe gewidmet hatte, „durch orthopädischchirurgische Behandlung, Erziehung und Handwerkslehre krüppelhafte Kinder erwerbsfähig zu machen“, wie auf eine über 25jährige Gutachtertätigkeit vieler Ärzte im Rahmen der Arbeiterversicherungsgesetzgebung, schienen die besten Voraussetzungen gegeben, das „Problem“ in den Griff zu bekommen.<sup>14</sup> Die Leitsätze der künftigen Arbeit hatte Biesalski freilich schon im Anschluß an seine Rundreise in der „Täglichen Rundschau“ der Öffentlichkeit vorgestellt: „1. Keine Wohltat - sondern Arbeit für die verkrüppelten Krieger. 2. Zurückschaffung in die Heimat und die alten Verhältnisse, womöglich in die alte Arbeitsstelle. 3. Verstreuung unter die Masse des schaffenden Volkes, als wenn nichts geschehen wäre. 4. Es gibt kein Krüppeltum, wenn der eiserne Wille besteht, die Behinderung der Bewegungsfreiheit zu überwinden. 5. Darum breiteste Aufklärung aller Stände, zuerst der Verwundeten selber.“<sup>15</sup> Insbesondere die Aufklärung“, sprich, die Vermittlung der „frohen Botschaft“, es gäbe kein Krüppeltum mehr, weil der medizinische Fortschritt und der „eiserne Wille“ der Betroffenen eine, wenn auch eingeschränkte Berufstätigkeit ermöglichen würden, wurde von nun an zum „Angelpunkt aller unserer Bestrebungen“, wie Biesalski an anderer Stelle formulierte. Entsprechend massiv war die Aufforderung an die Presse, die gar „nicht genug Artikel über diesen Gegenstand bringen könne ..., mit oder ohne Bilder, wie es ihr paßt.“<sup>16</sup>

Die Presse entsprach diesen Wünschen. Mit Beginn des Jahres 1915 riß die Folge oft bebildeter Berichte über die „möglichste Entkrüppelung aller Gebrechlichen“ nicht ab — ob nun mit teils skurrilen Prothesen ausgerüstete Arm- und Beinamputierte Turnübungen vollführten oder gezeigt wurde, wie der armlose Postbeamte mit der

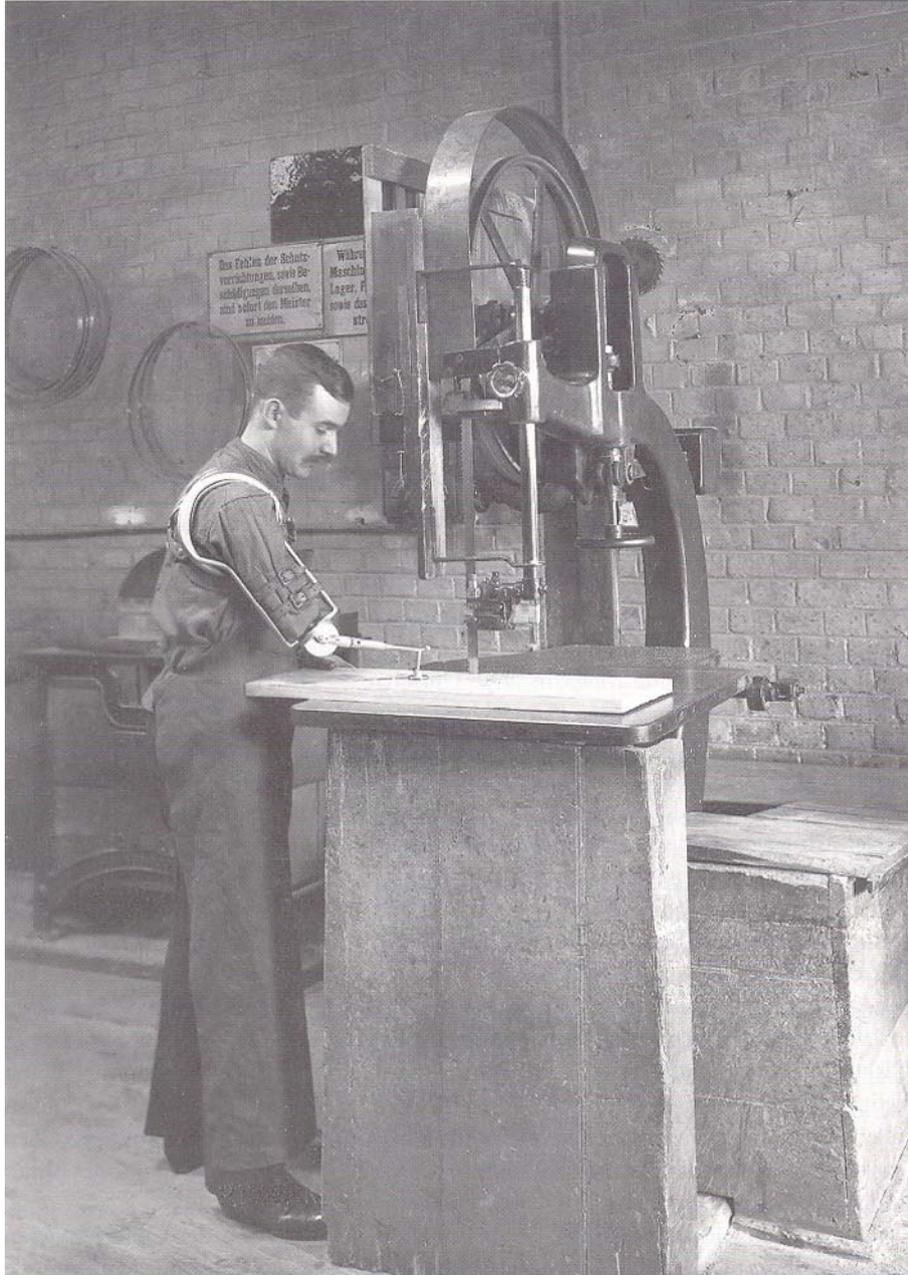
„Fischerschen Klaue mit Schraubvorrichtung“ auch weiterhin den Federhalter rühren konnte. Die orthopädische und medico-mechanische Industrie nutzte natürlich diese Gelegenheit und plazierte ihre Anzeigen oft vor oder hinter solche Beiträge. Diese Bemühungen wurden durch Vorträge - inklusive Lichtbildervorführungen -, Führungen durch „Krüppelheime“, Wanderausstellungen und durch eine Vielzahl von „Aufklärungs“- Broschüren noch forciert.<sup>17</sup> Vor allem die Unternehmer- und die Arbeiterschaft sollten, nach offizieller Darstellung, mit dieser Bilder- und Artikelflut im Sinne einer möglichen Reintegration in den Produktionsprozeß beeinflußt werden. Fürchteten die einen bei der Einstellung von „Erwerbsbeschränkten“ eine erhöhte Unfallgefahr (gleich Produktionsausfall) und schließlich die mangelnde Leistungskraft der verstümmelten Männer, die im Verein mit einer möglicherweise „sozialen Gesetzgebung“ die Konkurrenzfähigkeit der Industrie schmälern konnte, so bangten die anderen um ihren Arbeitsplatz, dessen Verlust nicht zuletzt auch die Gefahr der Rekrutierung für die Front erhöhte.<sup>18</sup>

### Integration der Invaliden

Im Kontext der eben geschilderten Öffentlichkeitsarbeit durften der Leserschaft auch Fotografien von „Kriegszermalnten“ zugemutet werden. 1916 veröffentlichte das wöchentlich erscheinende Magazin „Die Umschau“ - ein Periodikum, das sich der populären Aufbereitung neuer Entwicklungen in Technik, Naturwissenschaft und Medizin verschrieben hatte — acht Abbildungen von „frischen Kiefer- und Gesichtsverletzungen“. In Davor-Danach Sequenzen wurden hier die „schönen Erfolge plastischer Operationen“ dokumentiert. Doch konnte weder durch die Fotos noch im Begleittext geleugnet werden, daß durch derlei Verletzungen „die Harmonie des Antlitzes zerrissen, das Kaugeschäft beeinträchtigt“ wird; auch sei die „Einbuße in ästhetischer Hinsicht, die Minderwertigkeit in der äußeren Erscheinung“ enorm. Das endlich sei „in jedem Berufe ein arger Hemmschuh ...“ und namentlich „Schauspieler, Lehrer, Kellner u.a.“ müßten sich „deshalb für neue — leider herabgeminderte Lebensansprüche — einrichten“.<sup>19</sup> Damit war in der Diktion der schon in Friedenszeiten sozialdarwinistisch geprägten ärztlichen Ethik alles gesagt.<sup>20</sup> Sie war Bestandteil einer Diskussion über den Krieg, die Integrationsmuster für seine Wahrnehmung bereit stellte. Der technisch-medizinische Fortschritt, mit dem der Krieg und seine physischen Folgen für die Menschen vermeintlich bewältigt werden konnte, sollte an einen „psychischen Fortschritt“ gekoppelt sein, in dessen Welt der „eiserne Wille“ der Opfer und die „besseren Nerven“ der Deutschen alles war.<sup>21</sup>

Die groß angelegten Versuche der beruflichen Reintegration der Opfer erwiesen sich jedoch verhältnismäßig rasch als Fehlschlag. Zu groß waren die Widerstände seitens der Industrie und kleinerer Handwerksbetriebe, als zu massiv aber auch entpuppten sich die Schwierigkeiten der Lehrstätten für Kriegsbeschädigte: „...man bildet sich nicht mehr ein, aus einem Handwerker und Bauern in 3 Monaten einen

Bernd Ulrich: „... als wenn nichts geschehen wäre“



**Kriegsverletzter bei der Arbeit in den Siemens-Schuckert-Werken, Nürnberg**

Bureauarbeiter zu machen." Übrig blieben oft, wenn nicht die Armenpflege eingreifen oder die bereits Anfang 1915 von Biesalski beklagte große Zahl der Invaliden „als Leierkastenmänner oder als Hausierer“ weiter zunehmen sollte, nur die „Notberufe des Pförtners, Wächters oder Boten“.<sup>22</sup> Indirekt wurde damit zugleich angesprochen, was sich in der geschilderten Artikelflut zur „Krüppelfürsorge“ allenfalls in Nebensätzen verborgen fand: nämlich, daß die Opfer, in ihrer Mehrheit Soldaten der unteren Dienststränge, „von der Kriegsrente allein doch nicht ausreichend leben“ konnten.<sup>23</sup> In der militärischen Invalidengesetzgebung für Unteroffiziere bzw. Gemeine und für Offiziere sowie solche des Beurlaubtenstandes wiederholte sich die maßlose Diskrepanz, die schon die Lohnunterschiede in der aktiven Truppe kennzeichnete. Ein zu 65% als erwerbsunfähig eingestuftes Tischler beispielsweise — das entsprach dem Verlust eines Armes — erhielt jährlich, inklusive einer monatlichen Kriegszulage von 15 Mark und einer gleichfalls monatlich ausgezahlten „Verstümmelungszulage“ von 27 Mark, insgesamt ganze 858 Mark ausgezahlt. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß allein an „Verstümmelungszulagen“, bei Verlust einer Hand etwa, an subalterne Offiziere jährlich zwischen 900 und 1200 Mark ausgezahlt wurden, wird das Ausmaß dieser Diskrepanz deutlich. Da bei der militärischen Rentenbemessung in erster Linie der Dienstgrad und nicht die zivilen Einkommensverhältnisse zugrunde gelegt wurden, erhielt ein 20-25jähriger, unverheirateter und kinderloser Leutnant oft mehr als ein ähnlich schwer verletzter 40-45jähriger Familienvater, der als Landsturmmann gedient hatte.<sup>24</sup> Diese realen Ungleichheiten, die den täglichen Existenzkampf der „Kriegskrüppel“ prägten, konterkarierten die durchaus in der Fürsorge vorhandene soziale Komponente der beruflichen Reintegration. Die „soziale Fürsorge“ war freilich eingebunden — wie die zivile Sozialversicherung des Vorkriegs — in ein volkswirtschaftliches Nützlichkeitsdenken, das eine Umwandlung der „Almosenempfänger in Steuerzahler“ zur Grundlage hatte.<sup>25</sup> Dabei zeigte sich, daß der Maschinenkrieg an allen Fronten, seinem von industriellen Ressourcen und Techniken abhängigen Charakter nach, auch bei der Behandlung der Opfer wirksam wurde. Wer die immer wieder publizierten Listen der „Verwendungsmöglichkeiten für Invalide“ liest, fühlt sich an die Angebotspalette einer menschlichen Roboterfabrik erinnert: „Zahntechniker muß beide Hände haben, kann aber künstliche Beine besitzen. Mechaniker: Beide Arme notwendig. Feinmechaniker können einarmig sein. Retoucheure oder Kopisten können den linken Arm oder einzelne Finger sowie ein Auge entbehren.“ etc.<sup>26</sup> Es war kein Zufall, daß in diesem Kontext auch die bereits vor dem Krieg zaghaft geführte Kontroverse über das die moderne Fließbandproduktion einleitende Taylorsystem wieder aufflackerte. Denn nun boten die zerstörten Körper der Kriegsoffer, was dem gesunden Arbeiter nicht zugemutet werden konnte: die Ersetzung menschlicher Glieder durch mechanische im Dienste höchstmöglicher Ausnutzung der Arbeitskraft:

*„Die Herstellung der Prothesen und ihrer verschiedenen Formen und Teile, insbesondere der Arbeitsklingen, ist nun in dieser Hinsicht nichts anderes als die Verwirklichung der Taylorschen Forderung: Anpassung des Werkzeugs an die besondere Veranlagung des Arbeiters.“<sup>27</sup>*

## „Rentenhysterie“ und „Krüppelseele“

Parallel zu dieser, vor aller sozialen Fürsorge primär arbeitsorientierten Behandlung der „Krüppel“, verlief die offizielle Diskussion über die psychischen Folgen der Verletzungen. Sie orientierte sich paradigmatisch an den Erfahrungen der zivilen Unfallgesetzgebung. Seit der „Entdeckung“ der traumatischen Neurose im Zusammenhang mit physisch nicht lokalisierbaren Folgen von Eisenbahnunfällen, beschäftigten sich vor allem die als Gutachter für staatliche und private Versicherungen tätigen Ärzte immer wieder mit der Frage nach etwaigen Simulationen der Unfallopfer bzw. mit den daraus resultierenden Bemessungsgrundlagen für die Rente. Der Vorwurf, das Opfer kultiviere sein Nervenleiden, um in den Genuß der Rente zu kommen oder sie nicht zu verlieren, stand im Raum und führte schließlich mit Beginn des 20. Jahrhunderts zur Diagnose „Rentenhysterie, Neurose oder Psychose.“ Allesamt Begriffe, mit denen die „Krankheitswürde“ psychischer Unfallfolgen abgestritten werden sollte. Sie wurden endlich während des Weltkriegs - angesichts Tausender von traumatisierten Opfern — zu einem wesentlichen Motivationsfaktor für die teils äußerst brutalen „Heilverfahren.“<sup>28</sup> Nun konnte bei den schwerst Kriegsverletzten nicht geleugnet werden, daß Simulation nicht vorlag. Zum Kern der Beschäftigung mit der „typischen Krüppelseele“ wurde daher die Frage, ob die „Verstümmelten und Gelähmten [...] sich den Anordnungen zur Übung ihrer beschädigten Glieder und zum Gebrauch der Ersatzstücke nicht fügen wollen oder von den gebotenen Möglichkeiten zur Hebung der Erwerbsfähigkeit keinen Gebrauch machen wollen, weil sie befürchten, daß dann der Prozentsatz der Erwerbsunfähigkeit bei Festsetzung der Rente entweder geringer ausfallen oder [...] die schon festgesetzte Rente gekürzt werden würde.“ Dies wurde dann gemeinhin als „Rentenfurcht“ gekennzeichnet.<sup>29</sup> Der aber galt es zu begegnen. Die durch die Verletzungen entstandene Hilflosigkeit der Opfer mußte noch im Lazarett genutzt werden. Zum einen durften sie nicht allzu sehr „verwöhnt und verzärtelt“ werden, um das Bewußtsein ihrer Hilflosigkeit nicht noch zu vermehren, zum anderen sollte „energischer Zuspruch [...] alle Nachdenklichkeit, Scheelsucht, alles Bewußtsein der Beeinträchtigung im Keime“ ersticken, ganz im Sinne der von Biesalski schon früh geprägten Formel vom „eisernen Willen“, der geweckt werden mußte; er wäre schließlich „für den Verstümmelten die beste Prothese.“<sup>30</sup>

Bei diesen Bemühungen sollte auch die „mütterliche deutsche Frau“ helfen, wenn der verstümmelte Ehemann oder Sohn nach Hause kam. Das Bereiten von Lieblingspeisen, „Leckerworte“ wie, „daß er nun reichlich genug gelitten habe, daß er es nun sich bequemer machen dürfe, daß es vor allem eine harte Zumutung sei, wenn man Arbeit von ihm verlange“, - derlei wecke nur „die bösen Geister des Selbstbedauerns“. Nur so, wenn nicht ohnehin die wirtschaftliche Notlage nach der Entlassung aus dem Militärdienst zum Nebenerwerb zwang -, war die „Rentenangst“ nach Auffassung der Sozialtechniker in den Griff zu bekommen.<sup>31</sup> Die Frage war allerdings — und sie wurde während des Krieges nie eindeutig entschieden —, ob sich ein langer Aufenthalt für die Opfer in den Lazaretten und Lehrwerkstätten empfahl.                   Zwar                   herrschte                   dort                   im

allgemeinen ein militärischer Umgangston, der die Beeinflussung erleichterte, doch blieb ungewiß, ob nicht doch, namentlich in den „Massenlazaretten leicht eine psychische Ansteckung mit dem Unzufriedenheitsbazillus stattfindet, indem einzelne Hetzer die ganze Gesellschaft verderben.“<sup>32</sup>

Abseits der öffentlichen Rede über die Kriegsofopfer entwickelte sich freilich auch eine nicht institutionalisierte, in der changierenden Grauzone des Gerüchtes angesiedelte Beschäftigung mit dem Thema. Seit Beginn des Krieges, mit den ersten Heimaturlaubern von den Fronten, fanden vor allem in der Landbevölkerung solche Berichte begierige Aufnahme, die von tot oder vermißt geglaubten Soldaten erzählten, die man schwerstverletzt noch auf dem Schlachtfeld gesehen haben wollte und die man nun, angesichts ihrer Verstümmelungen, in einem Geheimlazarett wähnte, wo sie vor sich hin vegetierten oder gar langsam vergiftet wurden, um sie „von ihrem Leiden zu erlösen“. Die Beobachtung des französischen Historikers Marc Bloch — er diente zwischen August 1914 und Januar 1915 an der Westfront —, daß von den Soldaten alles geglaubt wurde, was nicht gedruckt oder amtlich verlautbart vorlag, bestätigte ihre Evidenz auch im Hinblick auf die Zivilbevölkerung. Der Zwang und die Verletzungen, die Soldaten wie Angehörigen angetan wurden, fanden ein Ventil in Gerüchten.<sup>33</sup> Deren Existenz und Wirkung die Schwerstverletzten betreffend ist überliefert,



„Kriegsbeschädigtenkolonie“ bei der Rübenernte auf dem Müllershof bei Bromberg

weil sie vor allem mit Beginn des Jahres 1917 aktenkundig wurden. Dem bayerischen Kriegsministerium beispielsweise war bekannt geworden, „daß derartige Gerüchte, wonach Mannschaften, die als gefallen oder vermißt gemeldet sind, angeblich in 'Geheimlazaretten' verborgen gehalten würden, seit einiger Zeit auch anderwärts, vor allem in Südbayern in Umlauf sind. Sie stammen zweifellos aus unsauberer Quelle, sind jedoch geeignet auf die Dauer die Stimmung der Bevölkerung nachhaltig zu beeinflussen.“<sup>34</sup> In Einzelfällen wurde den Gerüchten polizeilich nachgegangen, um sie als „böswillige Erfindung einwandfrei nachzuweisen“. Jene, die als Verbreiter von solchen Berichten überrührt werden konnten, denunzierte man als „nervenleidend“ oder wichtigtuerisch. Die Verstümmelten selbst, deren Existenz unbezweifelbar war, wurden in diesem Zusammenhang gar nicht mehr erwähnt. Die Zerstörung ihrer Körper und Seelen aber blieb weiterhin Gegenstand der Berichte und Eingaben von Angehörigen. Im August 1917 schrieb der Bauer Josef Anton Schmolz an das bayerische Kriegsministerium. Ihm war zu Ohren gekommen, daß sein seit dem 25. August 1914 vermißter Sohn schwerverletzt, unfähig zu schreiben, in einem Lazarett lag:

*„Wir, seine Eltern und seine bedauernswerte Frau mit ihren 2 unmündigen Kindern bitten daher dringend um gütige Nachforschung, ob diese Gerüchte nicht doch auf Wahrheit beruhen, wir sind auf alles gefasst, heisse es wie es wolle, mehr kann es immer nicht sein, als wie man auch schon sagte, dass Hände und Füße fehlen und er blind sei, und vielleicht könne er sich noch in einem Irrenhaus befinden, denn in einem solchen Zustand müsste einer den Verstand verlieren.“*<sup>35</sup>

## Anmerkungen:

- 1 Vgl.: B. Z. Uralnis, Bilanz der Kriege. Die Menschenverluste Europas vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Berlin (Ost) 1965, S. 146; vgl.: Kriegerwitwen gestalten ihr Schicksal. Lebenskämpfe deutscher Kriegerwitwen nach eigenen Darstellungen, hrsg. von H. Hurwitz-Stranz, Berlin 1931. Der Band bringt Beispiele vieler Einzelschicksale, s. z. B. S. 65ff. Zur Situation der Kriegerwitwen s. auch: S. C. Sachße, Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871-1929, Frankfurt a. M. 1986, S. 198ff. Generell: R. W. Whalen, Bitter wounds. German victims of the Great War, 1914-1939, Ithaca, London 1984; M. Geyer, Ein Vorbote des Wohlfahrtsstaates. Die Kriegsopferversorgung in Frankreich, Deutschland und Großbritannien nach dem Ersten Weltkrieg, in: Geschichte und Gesellschaft, 9 (1983), Heft 2, S. 230-277.
- 2 Vgl. z. B. : Die Kriegsverschollenheit und ihre Wirkungen, in: Der Türmer, 17 (1914/15), Bd. 2, Heft 1; Kriegsverschollenheit und Lebensversicherungsvertrag, in: Deutsche Wochenschrift für Versicherungswesen, 1915, Nr. 42.
- 3 E. Kurtner, Vergessen! Die Kriegszermalmten in Berliner Lazaretten, in: Vorwärts, 8. 9. 1920; zu Erich Kuttner vgl. B. de Cort, „Was ich will, soll Tat werden“. Erich Kuttner 1887-1942. Ein Leben (für Freiheit und Recht, Berlin 1990).
- 4 Kuttner, Vergessen!
- 5 E. Friedrich, Krieg dem Kriege!/Guerre à la guerre'/War against war!/Oorlog aan den oorlog!, Berlin 1924.
- 6 Vgl.: H. Franke, Der politisch-militärische Zukunftsroman in Deutschland, 1904-14. Ein populäres Genre in seinem literarischen Umfeld, Phil. Diss. Göttingen 1984.
- 7 Vgl.: Ärztliche Sachverständigen-Zeitung, 21 (1915), S. 156.
- 8 Vgl.: E. Jacobi-Siesmayer, Schutzpanzer, in: Die Umschau, 19 (1915), Bd. 1, S. 44f.; ebenda, eine Anzeige für Herzschild-Panzerplatten.
- 9 H. Günther, Sind die Kriege gefährlicher geworden?, in: Die Umschau, 18 (1914), Bd. 2, S. 808-813.
- 10 K. Biesalski, Die ethische und wirtschaftliche Bedeutung der Kriegskrüppelfürsorge und ihre Organisation im Zusammenhang mit der gesamten Kriegshilfe. Vortrag im Rahmen der Ausstellung für Verwundeten- und Krankenfürsorge im Sitzungssaal des Reichstags gehalten am 13. I. 1915, Leipzig, Hamburg 1915. (Beilage zur Zeitschrift für Krüppelfürsorge, 8, 1915/16), S. 3f. Biesalski, Direktor und leitender Arzt des Oscar-Helene-Heims für Heilung und Erziehung gebrechlicher Kinder in Berlin, war in leitender Funktion in der „Deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge“ und der „Deutschen Orthopädischen Gesellschaft“ tätig; er war Mitherausgeber der „Zeitschrift für Krüppelfürsorge“, deren Kriegsjahrgänge u. a. für diesen Beitrag ausgewertet wurden. Zu den Gesamtzahlen der Opfer — nach dem Krieg ging man von ca. 2,7 Millionen physisch wie psychisch Verstümmelter aus - vgl.: Sanitätsbericht über das deutsche Heer (deutsches Feld- und Besatzungsheer) im Weltkriege 1914-18, bearb. in der Heeres-Sanitätsinspektion des Reichswehrministeriums, Bd. 3: Die Krankenbewegung bei dem deutschen Feld- und Besatzungsheer im Weltkriege 1914-1918, Berlin 1934. Zum Vergleich: nach dem Krieg von 1870/71 wurden 42 660 Kriegsinvaliden gezählt; vgl.: B. Laqueur, Kriegsverletzungen und Seelenleben mit besonderer Berücksichtigung der sogenannten Entartungsfrage, in: Zeitschrift für Krüppelfürsorge (künftig: ZfK), 8 (1915/16), S. 247-255, hier S. 253.
- 11 Vgl. dazu nach wie vor am anschaulichsten: Zensurbuch für die deutsche Presse 1917, vollständig abgedruckt in: Pressekonzentration und Zensurpraxis im Ersten Weltkrieg, hrsg. von H. D. Fischer, Berlin 1973, S. 194-275.
- 12 Vgl.: Die bisherige Entwicklung der Kriegskrüppelfürsorge, in: ZfK, 8 (1915/16), S. 1-3.
- 13 Vgl.: Die Regelung der Fürsorge für Kriegsbeschädigte in Brandenburg, Westfalen und Bayern, in: Der Arbeitsnachweis in Deutschland. Zeitschrift des Verbandes deutscher Arbeitsnachweise, 2 (1914/15), S. 101-106; s. auch: Whalen, Bitter wounds, S. 83ff.
- 14 Vgl.: K. Biesalski, „Krüppel?“, in: ZfK, 7 (1914/15), S. 88-90. In diesem Artikel setzt sich Biesalski mit dem Begriff „Krüppel“ und seinen negativen Konnotationen in der Öffentlichkeit auseinander. Bemerkenswerterweise hält er an dem Begriff fest, „weil es unzweideutig das bezeichnet, was man meint“ (S. 88). Zudem habe man es eben bei der „Kriegskrüppelfürsorge“ mit einem Nachfolger der „Kinderkrüppelfürsorge“ zu tun, der Begriff sei also quasi eingeführt. Erst nach und nach setzte sich,

- gegen den Widerstand Biesalskis, der bereits im militärischen Mannschaftsversorgungsgesetz gebräuchliche Begriff „Kriegsverstümmelter“ durch bzw. der schon im Dezember vom Heidelberger Oberbürgermeister Walz geprägte Begriff „Kriegsbeschädigter“ oder „Kriegsinvaliden“. Zur Vorkriegsfürsorge vgl.: K. Biesalski, Umrang und Art des jugendlichen Krüppeltums und der Krüppelfürsorge in Deutschland, Leipzig, Hamburg 1909. Zum Sozialversicherungssystem vgl. den Überblick von G. A. Ritter, Sozialversicherung in Deutschland und England. Entstehung und Grundzüge im Vergleich, München 1983.
- 15 K. Biesalski, Wer ist der Führer in der gesamten Fürsorge für unsre heimkehrenden Krieger?, in: Tägliche Rundschau, 18. 1. 1915.
  - 16 K. Biesalski, Hilfsmittel und Aussichten der Kriegskrüppelfürsorge, Vortrag am 8. 2. 1915, in: ZfK, 8 (1915/16), S. 133-142, hier S. 139; vgl. den Bericht über die Tagung in: Concordia. Zeitschrift der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, Berlin, 22 ( 1915), S. 58-61.
  - 17 Vgl.: Kriegskrüppelfürsorge. Ein Aufklärungswort zum Tröste und zur Mahnung, hrsg. von K. Biesalski, Leipzig, Hamburg 1915. Diese Schrift erschien 1916 bereits im 140. Tausend. Die darin publizierten 85 Fotos wurden von den Zeitungen und Magazinen oft nachgedruckt. Besonders hervor tat sich dabei die „Illustrierte Zeitung / Leipzig“, aber auch die „Gartenlaube“. S. auch: Dipl. Ing. Jacobi, Die Bedeutung des Lichtbildes für unsere Kriegsbeschädigtenfürsorge, in: Aus der Arbeit - Für die Arbeit, ZfK (Beilage zur ZfK), 10 (1917/18), S. 117-121. Oft zur Auführung kam auch ab 1917 der von der Monopol-Film-Vertriebs-Gesellschaft produzierte Film „Wie unsere Kriegsinvaliden wieder arbeiten lernen“. Vgl. auch: G. Krumeich, Verstümmelungen und Kunstglieder. Formen körperlicher Verheerungen im I. Weltkrieg, in: Sowi. Sozialwissenschaftliche Informationen, 19 (1990), Heft 2, S. 97-102, der einige Beispiele bringt.
  - 18 Vgl.: Bericht über die Tagung am 8. 2. 1915; K. Biesalski, Praktische Vorschläge für die Inangriffnahme der Krüppelfürsorge, in: ZfK, 7 (1914/15), S. 2-19.
  - 19 H. Salamon, Kriegsinvalidität nach Kieferverletzungen, in: Die Umschau, 20 (1916), Bd.1, S. 148-150 (mit 8 Abbildungen).
  - 20 Vgl.: E. Fischer-Hornberger, Der Erste Weltkrieg und die Krise der ärztlichen Ethik, in: Medizin und Krieg. Vom Dilemma der Heilberufe 1865 bis 1985, hrsg. Von J. Bleker/ H.P. Schmiedebach, Frankfurt a. M. 1987, S. 122-132.
  - 21 Vgl.: W. Weygandt, Der Krieg und die Nerven, in: Die Umschau, 19 (1915), Bd. 1, S. 281-284, hier S. 281;  
vgl. auch: B. Ulrich, Nerven und Krieg. Skizzierung einer Beziehung, in: Geschichte und Psychologie. Annäherungsversuche, hrsg. von B. Loewensrein, Pfaffenweiler 1992.
  - 22 A. Dreßler (Ingenieur)/ R Ewald (Orthopäde), Der spätere Beruf der schwerbeschädigten Kriegsinvaliden, in: ZfK, 10 (1917/18), S. 169-177, hier S. 171; vgl. Biesalski, Die ethische und wirtschaftliche Bedeutung der Kriegsinvaliden, S. 4; in der österreichischen Fachpresse wurde drastischer formuliert: „Gefängnisseelsorger wissen zu erzählen, welches Kontingent verpfuschte Krüppel zum Verbrecher- und Vagantentum stellen.“ Zur Berufswahl der Krüppel, in: Der Arbeitsnachweis. Zeitschrift für Arbeitslosigkeit, Arbeitsvermittlung, Auswanderung und innere Kolonisation, Wien, 1915, S. 53-55, hier S. 55.
  - 23 Biesalski, Praktische Vorschläge, S. 12.
  - 24 Vgl.: E. Wollenburg, Fürsorgegesetzgebung für das Heer, die Marine und die Schutztruppen, Berlin 1915;  
Dreßler/ Ewald, Der spätere Beruf, S. 173; S. Kraus, Zur Invalidenfürsorge, in: Der Arbeitsnachweis, 1915, S. 133-137.
  - 25 Vgl.: Zur Berufswahl der Krüppel, S. 55; Heldenheim oder Arbeit?, in: Frankfurter Zeitung, 31. 12. 1914 (Verf. wahrscheinlich K. Biesalski); zur Vorkriegssituation vgl.: Ritter, Sozialversicherung in Deutschland und England, S. 62ff.
  - 26 Verwendungsmöglichkeiten für Invalide, in: Der Arbeitsnachweis, 1915, S. 272-283.
  - 27 Vgl.: E. Meyer, Kriegsbeschädigtenfürsorge und Tayiorsystem, in: ZfK, 10 (1917/18), S. 145-150, hier S. 147;  
vgl. zur Vorkriegsdiskussion in Deutschland: Das Tayiorsystem, in: Die Umschau, 18 (1914), Bd. 2, S. 581-585; Das Tayiorsystem, in: Ärztliche Sachverständigen-Zeitung, 20 (1914), S. 386-388 sowie die Schriften von Hugo Münsterberg.
  - 28 Vgl.: E. Fischer-Hornberger, Die traumatische Neurose. Vom somatischen zum sozialen Leiden, Bern, Stuttgart, Wien 1975.

- 29 Landesrat Horion, Die Rentenmcht der Kriegsbeschädigten, in: ZfK, 9 (1916/17), S. 164-168, hier S. 165. Der Verfasser räumt immerhin ein, daß die Befürchtung, die Rente könne gekürzt werden „durchaus berechtigt“ ist (S. 165).
- 30 W. J. Ruttrmann, Psychologische und pädagogische Fragen der Invalidenfürsorge, in: Zeitschrift für pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik, 14 (1915), S. 459-463, hier S. 461f. Vgl. zur Bedeutung des „Willens“ im öffentlichen Diskuis über die Durchhaltestrategien: Fischer-Hornberger, Die traumatische Neurose; Ulrich, Nerven und Krieg.
- 31 W. Schlüter, Gewöhnung und Verwöhnung in der Kriegsbeschädigtenfürsorge. Ein Wort an die deutsche Frau, in: ZfK, 9 (1916/17), S.72-76, hier S. 73, S. 76. An die Geistlichen beider Konfessionen ergingen ähnliche Aufrufe, vgl.: H. Lüttjohann, Die Aufgaben des Seelsorgers in der Kriegskrüppelpflege, in: ZfK (Beilage zur ZfK), 8 (1915/16), S. 31-34. Vgl. auch: Landcsrat Horion, Schwierigkeiten bei der Berufsberatung Kriegsbeschädigter, in: ZfK, 10 (1917/18), S. 58-63.
- 32 Horion, Die Rentenfurcht der Kriegsbeschädigten, S. 167. Eine Befürchtung übrigens, die zunächst auch die Konzentrierung Kriegsbeschädigter in speziellen Siedlungen oder auf kleinen Landparzellen verhinderte, „weil nach kurzer Zeit der Einfluß der schlechten Elemente alle übrigen dazu bringt, nicht mehr zu arbeiten“. Biesalski, Praktische Vorschläge. Diese Einschätzung änderte sich gegen Kriegsende, vgl.: H. Würtz, Fragen zur Ansiedlung Kriegsbeschädigter, in: ZfK, 9 (1916/17), S. 193-196 und weitere Beiträge in der ZfK.
- 33 Vgl.: M. Bloch, Apologie der Geschichte oder Der Beruf des Historikers, München 1985, S. 83ff; U. Daniel, Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1989, S. 241-249; so generell wie anregend zum Gerücht in der Geschichte: U. Raulff, Clio in den Dünsten. Über Geschichte und Gerüchte, in: Merkur, 44 (1990), Heft 6, S. 461fF. Zur zeitgenössischen Beschäftigung mit dem Thema vgl. u. a.: E. Stransky, Zur Psychologie der Legendenbildung im Felde, in: Die Umschau, 20 (1916), Bd. 2, S. 961-965.
- 34 Schreiben des Kriegsministeriums vom 20.7.1917 (Bayerisches Hauptstaatsarchiv-Kriegsarchiv, München, MKr/Akten Kriegsministerium, Nr. 13815).
- 35 Brief des Josef Anton Schmolz, Sulzberg, vom 5.8.1917 an das Kriegsministerium München (Ebenda, Bl. 10).